

Heinrich Lüßy

### **Durchscheinende Textur**

Zur Schleiersymbolik bei Goethe

(Vortrag am Kolloquium der Schweizerischen Gesellschaft für Symbolforschung, gehalten am 21. September 2013)

«Nuda veritas» (Horaz) – die nackte Wahrheit. Ein geflügelter Topos, bekannt seit der Antike. Mit einer Wahrheit, die man weiß, soll man nicht hinter dem Berg halten, sondern sie vollständig und direkt aussprechen. Eine halbe Wahrheit ist meist schlimmer als eine faustdicke Lüge. «Nackte Lüge», diese Vorstellung hingegen gibt es nicht. Eine Lüge ist nicht nackt, sondern die willentliche Verhüllung von Wahrheit. Deshalb ist in der griechischen Antike das Wort ἀλήθεια als «Unverborgenheit» gedeutet worden. (Eine Etymologie, die wissenschaftlich nicht unumstritten geblieben ist.)

Neben dem relativen Begriff von Wahrheit und der damit verbundenen Vorstellung von der unverschleierte Wahrheit gibt es den absoluten, den philosophischen Begriff. Im Zusammenhang mit diesem erscheint das Bild von der verschleierte Wahrheit. Die indische Muttergöttin Maja ist die Göttin des vielfältigen Seins und zugleich der Schleier, der über das wahre Sein gehängt ist. «Die Natur liebt es, sich versteckt zu halten», sagt Heraklit (B 123), denn was sich unseren Sinnen darbietet, ist Schein. Aber das wahre Sein ist dem menschlichen Erkennen entzogen. Ihm sinnt der Philosoph nach, der Liebhaber der Wahrheit.

Aus Plutarch, der ein Büchlein über Isis und Osiris verfasst hat, entnimmt Schiller die Kunde von der verschleierte Göttin zu Sais. In seiner Vorlesung «Die Sendung Moses» berichtet er, dass man unter einer alten Bildsäule der Isis die Worte gelesen habe: «Ich bin, was da ist.» Und auf einer Pyramide in Sais habe man die Inschrift gefunden: «Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.» Die Göttin des Seins ist verschleiert. Schillers Gedicht «Das verschleierte Bild zu Sais» ist bekannt. Ein philosophisch veranlagter Jüngling dringt ins Allerheiligste des Tempels ein und hebt trotz des göttlichen Verbots den

Schleier der Gottheit. Gramvoll stirbt er bald darauf und hat nie sagen können, was er geschaut hat, nur warnen, ihn nachzuahmen.

Im Fall der Göttin zu Sais hat der Schleier die Funktion, den Gegenstand des philosophischen Begehrens dem Blick gänzlich zu entziehen. Anders verhält es sich, wenn ein Schleier durchscheint und dadurch den Blick anzieht. Verhüllung und Offenbarung werden zu einem, was den Gegenstand erst recht reizend macht. Die Metapher vom durchsichtigen Schleier wendet Dante für die Textinterpretation an. Eine Terzine im achten Gesang des «Purgatorio» (19 – 21) lautet:

Hier, Leser, schärf die Augen für die Wahrheit,  
denn gar so zart ist jetzt der Schleier nur,  
dass du ihn sicher leicht durchdringen wirst.

Es geht nicht darum, den Schleier zu heben, um dahinter die Wahrheit zu entdecken, sondern darum, durch den Schleier hindurch eine Auffassung von der Wahrheit zu gewinnen. Oder unverblümt gesagt: Die Textur eines Textes ist unaufhebbar; es gilt, durch sie zum Verständnis der Wahrheit zu gelangen.

Die Metapher vom diaphanen Schleier der Dichtung tritt bei Goethe an verschiedenen Stellen seines Werks auf. Die bekannteste wohl steht im Gedicht «Zueignung» von 1784, wo der Schleier das Geschenk der Göttin der Wahrheit ist:

Empfange hier [...]
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Das Gedicht entsteht gegen den Schluss der ersten Weimarer Zeit. Goethe befindet sich in einer bedrängten Lebenssituation, der er sich 1786 durch einen fluchtartigen Aufbruch nach Italien entzieht. Er, der Stürmer und Dränger, der Dichter des «Werther», das gefeierte Genie, ist 1775 nach Weimar berufen worden, wo er bald mit Amtsgeschäften überhäuft wird, die schwer auf ihm lasten. Nicht zuletzt muss er auch lernen, sich den höfischen Sitten anzupassen. Angeleitet durch eine verständnisvolle Freundin, die erfahrene Frau von Stein, mäßigt sich sein ungestümes Wesen allmählich. «Maß»

wird zum Schlüsselwort für den angehenden Klassiker: In der Natur entdeckt er Maß, das er nun auch von der Dichtung fordert. Mäßigung, Besänftigung, Linderung werden Thema seiner Dichtung.

Dem Gedicht «Zueignung» misst Goethe besonderes Gewicht bei. Entstanden ist es als Einleitung zum religiösen Epos «Die Geheimnisse», das Fragment geblieben ist. Für die erste Werkausgabe, die Goethe 1787 herauszugeben beginnt, stellt er es als Motto an den Beginn des ersten Bandes, der den Werther-Roman enthält. In der Werkausgabe 1815 – 1819, die mit Gedichtbänden beginnt, steht es wieder als Einleitung des Gesamtwerks am Anfang des ersten Bandes. Am selben Ort bleibt es in der Ausgabe letzter Hand.

Der erzählte Inhalt ist folgender: Am frühen Morgen bricht das lyrische Ich zu einer Bergwanderung auf. Nachdem die Landschaft zunächst in Nebel eingehüllt ist, teilt sich dieser und sinkt. Die Sonne tritt hervor. Ihr Glanz ist so übermächtig, dass er die Augen niederschlagen muss. Als er sie wieder erhebt, schwebt, von Wolken hergetragen, eine Göttin als eine wunderschöne Frau herbei. Er erkennt in ihr die Göttin der Wahrheit.

Wie die Sonne, die ihn geblendet hat, ist der Strahl der Wahrheit für die meisten Menschen nur Pein. Aber er, wofür hält er die Augen offen, wenn nicht, um sie nach der Wahrheit auszurichten? So fragt er, ähnlich wie bei Schiller der Jüngling zu Sais. Die Göttin aber weist ihn nicht ab, sondern lächelt und beginnt einen Schleier aus leichten Wolken und Dunst zu weben.

Die Gabe der Göttin hat die Eigenschaft zu mildern. Erst was Maß hat, kann richtig gesehen werden. Die Metapher vom Schleier vereint Dunst und Klarheit: Sein und Schein treten nicht auseinander im Sinn von Wahrheit und Trug, sondern durch den schönen Schein offenbart sich das eine unwandelbare Sein. Dichtung ist Vorschein der Wahrheit. Wie soll auch Schönes, das uns im Grund unserer Existenz berührt und immer wieder aufs neue berührt, nicht wahr sein? Es wäre ein krudes Missverständnis zu meinen, schöne Verse hätten die Funktion zu betäuben, Opium für die empfindsame Seele zu sein, die den Alltag nicht erträgt. Kleider sind an sich etwas

Äußerliches, der Schleier, die Gabe der Wahrheit, ist es nicht. Das Schöne ist die milde, dem Menschen zuträgliche Form der Wahrheit.

Wie ein Pendant zum Gedicht «Zueignung» erscheint der Monolog Fausts zu Beginn des zweiten Teils der Tragödie. Seine Entstehung fällt in die letzte Arbeitsperiode Goethes. Inzwischen hat er seine Naturwissenschaft entwickelt, insbesondere die Farbenlehre. Für den erwähnten Monolog wählt Goethe die Terzinenform. Der Dantevermarkiert sicher auch, dass der Monolog innerhalb des Dramas einen gewissen kanonischen Anspruch erhebt: Hier wird Gütiges ausgesprochen.

Faust ist aus dem so genannten Heilsschlaf erwacht. Ganz nach seiner alten Wesensart, «zum höchsten Dasein immerfort zu streben», erwartet er den Erfüllungsaugenblick der aufgehenden Sonne. Was er innerlich so stark fühlt, muss sich ihm doch entgegen neigen. Doch wie im Gedicht «Zueignung» werden seine Augen vom Glanz der Sonne geblendet. Er muss sie zur Erde senken und, wie es heißt, sich «bergen in jugendlichstem Schleier». Der Schleier mildert den Augenschmerz und mehr als das: In der Resignation liegt die Kraft zur Erneuerung. Faust, durch den Entschluss gestärkt, dass fortan die Sonne ihm im Rücken bleiben soll, hebt den Blick wieder und sieht auf der Gegenseite des Tals einen Wasserfall, in dem sich ein Regenbogen spiegelt.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!  
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,  
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.  
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,  
Dann abertausend Strömen sich ergießend,  
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.  
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,  
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,  
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,  
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.  
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.  
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:  
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Der Regenbogen wird durch die unaufhörlich fallende Gischt gebildet, selber steht er «rein gezogen», schön und ruhig da. Faust er-

kennt im Phänomen die Dauer im Wechsel: «des bunten Bogens Wechseldauer». Bemerkenswert ist, dass die Terzinen durch den weiterlaufenden Reim dieses ständige Fließen und darin die Dauer der Strophe abbilden: aba bcb cdc ded ... .

Alles fließt. Das ist wahr. Aber ebenso zeigt sich dem, der die notwendige Besinnung aufbringt, im Fließen der Zeit ein Dauerndes, Gestaltung und Gestalt. Der bunte Teppich der lebendigen Natur entwickelt sich wie ein Webstück. Durch den vorgespannten Zettel schießt unaufhörlich das Weberschiffchen und wirft, Lage auf Lage, den Einschlag. Das Weben ist bei Goethe ein zentrales Symbol, das er auf die Natur und auf die Dichtung anwendet. Wichtig ist, dass die Dichtung nicht nur analog wie die Natur verfährt, das heißt sie nachahmt, sondern dass sie wesentlich gleicher Art ist wie sie, ein Schleier der Wahrheit.

Das Weben aus Kette und Schuss, oder wie Goethe sagt: Zettel und Einschlag, spiegelt auch dessen grundsätzlich dialektische Denkform. Im Gegensatz zu Goethe denkt Schiller in Polaritäten, die sich wesentlich nicht vermitteln lassen. Bei ihm ist die Göttin des Seins durch einen undurchdringlichen Schleier verdeckt, den kein Sterblicher hebt. Goethe dagegen beweist einen milderen Blick, wenn er die Natur den «wahren Schein» nennt: Wahrheit und ihr Schein sind keine schroffen Gegensätze, sondern im Phänomen, in der Erscheinung, spiegelt sich die Wahrheit. Die geistige Form dafür ist das Symbol.

Wahrheit ist nach Goethe ein Urphänomen, eine in der Erfahrung angeschaute Idee. Die Idee zeigt sich dem, der sich auf ihre Metamorphosen einlässt. Somit haben die Phänomene symbolischen Charakter, in den immer tiefer einzudringen sich lohnt. Eben dies erkennt Faust: Zwar haben wir das Leben nur in seinem Abglanz, aber in diesem haben wir es, und zwar im Vollsinn des Wortes. Überdies ist wunderbarerweise der milde Abglanz der Wahrheit bunt und schön, so wie sich in einem Regenbogen das schöne Kontinuum der Spektralfarben zeigt.

Ein Symbol hat die Eigenschaft, deutbar-unausdeutbar zu sein. Dafür setzt Goethe auch das Adjektiv «bedeutend», nämlich «deutend

auf ...». Die Natur ist für ihn «offenbares Geheimnis». Wir sind so, wie wir mit den Dingen umgehen, und so, wie wir mit ihnen umgehen, begegnen uns die Dinge auch. Goethe hat keinen Sinn für eine Wissenschaft, die, wie er sagt, «skelettiert und bepfählt». Er nimmt nicht reduktionistisch die Klassifikation, Abstraktion oder Analyse der Phänomene für deren Wahrheit, sondern studiert deren Gestalt und Umgestaltung. Goethes Naturwissenschaft ist Morphologie. Wer sich so wie er der Natur zuwendet, in neuer Zeit zum Beispiel Adolf Portmann, dem erweist sie sich als zugänglich, eben «offenbar», zugleich begreift der forschende Mensch immer genauer, dass sie sich ihm immer mehr als ein Geheimnis erschließt. Ein wahres Geheimnis ist eben kein Rätsel, das man im Prinzip auflösen kann, sondern wesentlich Geheimnis.

Natur und Kunst stehen für Goethe nicht einfach im Gegensatz zueinander, sondern sie sind die natürliche bzw. geistige Form, in der Wahrheit erscheint. Das mag an die Parallelität von Erkennen und Erkanntem bei Spinoza erinnern, dessen Erkenntnistheorie Goethe in seiner Jugend stark angezogen und beeinflusst hat. Doch Goethe ist, anders als Spinoza, nicht Rationalist. Für ihn bildet nicht das methodische Erkennen *more geometrico* die natürliche Wahrheit ab, sondern die Poesie, die symbolischen Charakter hat. Die frühe Romantik wird Goethe deshalb als einen der ihren feiern. Nicht zu Recht, denn Goethe hat das klassische Ideal des Maßes von Gestalt und Gliederung und die Unterscheidung von Natur und Geist resp. Natur und Kunst nie aufgegeben. Das romantische Programm der totalen Vermischung, die zum Ziel hat, die Natur ins Poetische aufzuheben und damit erst in den wahren Zustand zu versetzen, verspottet er am Schluss der Helena-Szene als unfruchtbar. Der Knabe Euphorion, das Kind von Faust und Helena, mithin die Frucht des klassischen Erfüllungs Augenblicks, springt mutwillig in die Luft, immer höher und höher, und platzt schließlich ganz oben, ein anderer Ikarus. Seine Kleider und seine Lyra fallen zu Boden. Phorkyas, hinter der Mephistopheles steckt, nimmt sie auf und nennt sie immerhin noch einen glücklichen Fund, wohl genug, um manch Poetengezänk damit anzuzetteln.

Der Schleier, den Helena trägt, entfaltet hingegen durchaus eine fortdauernde Wirksamkeit. Nachdem die klassische Heldin in den Hades zurückgekehrt ist, bleiben ihr Kleid und ihr Schleier in den Armen von Faust zurück. Diese lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber. Faust wird in die Wirklichkeit entrückt, in eine Hochgebirgslandschaft, wo er träumend den ziehenden Wolken nachsinnt. In ihnen erblickt er noch einmal Idealbilder griechischer Frauenschönheiten: «Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen.» Die Begegnung mit Schöner erleben wir, wie Goethe sagt, als «ewigen Augenblick». Als solcher scheint dieser wesentlich der Vergänglichkeit enthoben zu sein. Doch auch er ist, wie alles auf Erden, nur ein Moment in der Zeit und muss vorübergehen. Deshalb ist der eigentliche Ort der Dichtung die Erinnerung an das überaus Kostbare, die Vergegenwärtigung des Entschwundenen.

Einen weiteren bedeutsamen Aufschluss, wie das Symbol des durchscheinenden Schleiers zu verstehen ist, gibt das Gedicht «Wink», das im Buch Hafis des «Westöstlichen Divan» steht. Statt des Schleiers tritt der Fächer ein. Das dichterische Wort gilt dem lyrischen Ich wie ein Wink des fraulichen Fächer- und Augenspiels, das nicht über sich hinaus-, sondern auf sich hinweist. Der Fächer als erotisches Utensil wirkt wie ein Schleier, der den Blick nur teilweise hindert und damit den Betrachter dazu reizt, das Gesehene mit Hilfe seiner Imagination zu ergänzen.

#### Wink

Und doch haben sie recht, die ich schelte:  
Denn, dass ein Wort nicht einfach gelte,  
Das müsste sich wohl von selbst verstehn.  
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben  
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.  
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,  
Er verdeckt mir zwar das Gesicht,  
Aber das Mädchen verbirgt er nicht.  
Weil das Schönste, was sie besitzt,  
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

Der Anfang des Gedichts bezieht sich auf das vorausgehende, das «Offenbar Geheimnis» heißt und diejenigen kritisiert, die in den Versen von Hafis überall mystisch Allegorisches wittern. Diese Gelehrten, sagt Goethe, würden den Wert des Worts nicht erkennen und suchten etwas dahinter. Eine Kunstenthusiastin soll einmal im Atelier von Max Liebermann ein Bild bewundert und dann gefragt haben: «Aber Meister, sagen Sie mir, was steckt dahinter?» Da habe Liebermann ihr die Rückseite der Leinwand gezeigt und geantwortet: «Sehen Sie: nichts.» Hinter einem Text steht nichts, so wenig wie zwischen den Zeilen. Aber man muss die Textur eines Textes ernst nehmen. Dichtung gleicht einem Webstück, wie denn Dichten und Weben schon seit indogermanischer Zeit als verwandt aufgefasst worden sind. Im Gegensatz dazu steht das Spinnen eines Fadens, das dem diskursiven Denken zugeordnet wird. In den Schleier der Wahrheit ist das klare Licht der Sonne mit eingewoben. Symbolische Sprache ist nicht dunkel raunend, sondern klar wie der heitere Himmel. Nur dürfte man den Schleier nicht in den eigenen Augen tragen, wie es in einem der Zahmen Xenien (VI) heißt:

Isis zeigt sich ohne Schleier,  
Doch der Mensch, er hat den Star.